

**Gerhard Paul/Bernhard Schoßig (Hrsg.), Öffentliche Erinnerung und Medialisierung des Nationalsozialismus. Eine Bilanz der letzten dreißig Jahre (Dachauer Symposien zur Zeitgeschichte, Bd. 10), Wallstein Verlag, Göttingen 2010, 205 S., brosch., 20,00 €.**

Bereits das erste „Dachauer Symposium zur Zeitgeschichte“ befasste sich unter der Überschrift „Beschweigen und Bekennen“ mit dem Umgang der deutschen Nachkriegsgesellschaft mit dem Nationalsozialismus. Zehn Jahre später griff man das Thema wieder auf. „Öffentliche Erinnerung und Medialisierung des Nationalsozialismus“ lautet der Titel des 2010 erschienenen Tagungsbandes; die Beiträge versuchen eine „Bilanz der letzten 30 Jahre“ und gehen der Frage nach: „Was verändert sich in Geschichtskultur und Geschichtsbewusstsein, wenn Nationalsozialismus und Holocaust nach Strategien einer durch Aufmerksamkeitsökonomien geprägten Medienkultur dargestellt werden?“ (S. 11).

Harald Schmid skizziert wichtige Stationen des Wegs „von der ‚Vergangenheitsbewältigung‘ zur ‚Erinnerungskultur‘“, der in der Bundesrepublik seit den 1970er Jahren zurückgelegt wurde: die neue Aufmerksamkeit für historische Jahrestage, den Siegeszug des Zeitzeugen, das beginnende Interesse für die Nach- und Aufarbeitungsgeschichte des Nationalsozialismus, die Geschichtspolitik Helmut Kohls und den ‚Historikerstreit‘, aber auch „Entwicklungslinien der NS-Forschung“. Schmid's nachträglich aufgenommenen Beitrag wäre deshalb besser am Anfang statt am Ende des Bandes platziert worden.

Dass sich in den letzten 30 Jahren eine spezifische Gedächtniskultur des Holocaust herausgebildet hat, unterstreichen auch die übrigen acht Beiträge – sie differenzieren allerdings zwischen unterschiedlichen geschichtskulturellen Feldern und hinterfragen den Zäsurcharakter, der gemeinhin der Ausstrahlung des amerikanischen Dokudramas „Holocaust“ Anfang 1979 zugemessen wird. So sieht Harald Schmid mit guten Gründen die zweite Hälfte der 1970er Jahre als „geschichtskulturelle[n] Achsenzeit“ (S. 172), die einen ähnlichen vergangenheits- und erinnerungspolitischen Umbruch bedeutete wie die frühen 1960er Jahre. Als „eine Art Knotenpunkt“ (S. 174) identifiziert er das Jahr 1978, als mit der Filbinger-Affäre und dem 40. Jahrestag des 9. November 1938 die NS-Vergangenheit die Öffentlichkeit intensiv beschäftigte.

Gerhard Paul, der einen Weg „vom Beschweigen zur Medialisierung“ nachzeichnet, charakterisiert den Film „Holocaust“ als „Grenzüberschreitung“, da er in „qualitativ neuen Bildern“ (S. 15) Opfer- und Täterperspektiven an zuvor unerreichbare Zuschauerkreise herantrug und dem Massenmord an den Juden Europas ein „kommunizierbares Bild“ (S. 20) verlieh. Im steten Kampf um Aufmerksamkeit habe sich allerdings seither Inszenierung zunehmend vor die Inhalte geschoben, „teleologische Narrationsmuster“, „Monoperspektivität“ und „Spektakularität“ (S. 28) dominierten. Die „Troika Fiktionalisierung, Emotionalisierung und Visualisierung“ (S. 19) habe sich als Stilmittel so sehr etabliert, dass mediale Wahrheiten die historische Realität geradezu überschreiben. Paul beklagt, der Kenntnisstand über den Holocaust habe sich (etwa bei Schülern) keineswegs verbessert. Das Publikum werde mit „Bildern, Bildassoziationen und Randinformationen zu Nationalsozialismus und Holocaust derart zuge-dröhnt“ (S. 31), dass es komplexe Bedingungen und Ursachen immer weniger begreifen könne. Der Leser wünschte sich allerdings (nicht nur an dieser Stelle), dass die mediale „Gefühlsdramaturgie“ (S. 12) nicht nur beschrieben und beklagt, sondern eingehender diskutiert würde. Was, beispielsweise, wissen wir denn tatsächlich über die Effekte einer „emotionalisierten“ Geschichtsvermittlung<sup>1</sup> und wie könnte eine „ernsthafte historische Erinnerungsarbeit“ (S. 12) in einer medialisierten Gesellschaft aussehen?

---

<sup>1</sup> Vgl. Ute Frevert/Anne Schmidt, Geschichte, Emotionen und die Macht der Bilder, in: GG 37, 2011, S. 5–25.

Frank Bösch beschreibt, dass der Film „Holocaust“ stilbildend für westdeutsche Film- und Fernsehproduktionen zum Thema „Nationalsozialismus“ wirkte und eine „Neukonfiguration der audiovisuellen Repräsentation des Holocaust“ (S. 40) anstieß. Entgegen der zeitgenössischen Kritik an einer zu emotionalen, zu „amerikanischen“ Darstellungsform erscheine „Holocaust“ (etwa im Vergleich zur ZDF-Produktion „Holocaust“ von 2000) „geradezu wie eine pädagogische Lektion“ (S. 56) und weise „erstaunlich vielfältige Bezüge zur neueren Holocaustforschung“ (S. 40) auf. Doch ausgerechnet hinsichtlich der Darstellung der Massenvernichtung nahmen sich die westdeutschen Produktionen in den 1980er Jahren „Holocaust“ nicht zum Vorbild. Bösch legt erneut dar<sup>2</sup>, dass in den Geschichten aus der westdeutschen Provinz, die jetzt erzählt wurden („Heimat“, „Herbstmilch“), die NS-Diktatur als „etwas von außen, aus der Stadt kommendes [erschien], das immer wieder an dem Gleichmut der Dorfbewohner abprallen konnte“ (S. 42). Die Vernichtungslager lagen nach wie vor fern. Selbst in den 1990er Jahren, als die Provinz nicht mehr nur als unpolitisches Refugium dargestellt und die Judenverfolgung eingehend thematisiert wurde, blieb die Massenvernichtung weiterhin unsichtbar. „Widerstands- und Rettungsgeschichten“ erzählten vielmehr von Bewährungsproben, denen sich „redliche Charaktere“ ausgesetzt sahen (S. 52).

Stefanie Schüler-Springorum konstatiert für die Museen, dass diese seit den 1980er Jahren durch Medialisierung, „Trivialisierung und Dekontextualisierung“ (S. 149) weit weniger beeinflusst wurden als Film und Fernsehen. Bereits vor 1979 wurde vielerorts lokale jüdische (Verfolgungs)Geschichte erforscht und präsentiert, aber erst in den 1980er Jahren erfasste der Boom von Alltags- und Lokalgeschichte die Museen. Zu „graben, wo man stand“, wurde zum Projekt einer (linken) „alternativen Heimatforschung“ (S. 141), die „verdrängte“ lokale NS-Geschichte aufdecken wollte. In kürzester Zeit etablierte sich „eine bestimmte Form der Darstellung der Verfolgungsgeschichte“ (S. 142), die allerdings die Täter noch vollkommen ausblendete. Dies änderte sich erst seit den 1990er Jahren.

Habbo Knoch identifiziert auf dem Feld der Gedenkstätten einen „langjährigen Paradigmenwechsel von einem symbolisch-politischen Gedenken zu einem bewahrend-dokumentarischen Erinnern“ (S. 116). Nach einer langen Phase der „Ausblendung“ der „Tatorte“ (oft auch ihrer „pragmatischen Nachnutzung“, S. 118) wurden nach 1980 staatsnahe Gedenkstätten ausgebaut und neu gestaltet, die sich seit etwa 1995 zu institutionalisierten, authentischen Erinnerungsorten wandelten. Auch Knoch betont die Schrittmacherfunktion einzelner Akteure, die die Auseinandersetzung mit der lokalen NS-Geschichte befördern wollten. Dieses Bestreben lief nicht nur der in den 1960er Jahren etablierten Fokussierung auf „Auschwitz“ und die Verbrechen im „Osten“ zuwider, sondern stand auch quer zum Trend einer „dramaturgisch-fiktionale[n] Darstellung“ (S. 124) des Holocaust, die das wachsende Verlangen nach authentischen, „unmittelbaren historischen Zeugnissen“ und „biographischer Konkretisierung“ (S. 127) nicht befriedigen konnte.

Auch für Schülerinnen und Schüler rückte der Nationalsozialismus in den 1980er Jahren „als Geschichte der eigenen Kommune und Region in eine bislang unbekannte lebensweltliche Nähe“ (S. 99). Susanne Popp's Analyse von Schulbüchern erbringt allerdings eine traurige Bilanz. Zwar werde der NS-Staat nicht mehr als „totalitäre Diktatur eines übermächtigen und ‚bösen‘ ‚Führers‘“ (S. 102) präsentiert, sehr wohl aber herrschten „Gesten des moralischen Appells“ vor, die mittels der „Affekte des ‚Schreckens und Mitleidens‘“ den Holocaust als „universales und zugleich singuläres ‚Böses‘“ präsentieren (S. 103). Während die Geschichte der Opfer inzwischen mit größerer Sensibilität behandelt werde, bleibe die Geschichte der Täter in der Regel blass. Durchgängig anzutreffen sei nach wie vor die ausgrenzende Begriffsoption „Deutsche“ und „Juden“, wie auch eine unreflektierte Quellenauswahl, die offenbar darauf setze, dass Heranwachsende von sich aus auf der „richtigen Seite“ stehen und „über die ‚Täterperspektive‘ erhaben sind“ (S. 106).

Nicht alle Beiträge liefern neue Erkenntnisse. Dass sich überregionale Zeitungen in den letzten 30 Jahren, wie Alfons Kenkmann darstellt, zunehmend intensiver mit der NS-Zeit befassten und Journalisten zu Hauptakteuren auf dem „erinnerungspolitischen Felde“ (S. 67) wurden, ist wenig überraschend – und ob tatsächlich erst das Internet (wie Wolfgang Dornik argumentiert) die „Bildung multipler, trans-

---

<sup>2</sup> Vgl. Frank Bösch, Film, NS-Vergangenheit und Geschichtswissenschaft. Von „Holocaust“ zu „Der Untergang“, in: VfZ 55, 2007, S. 1–32.

kultureller Erinnerungskulturen“ (S. 86) und „individualisierte[r] Gruppengedächtnisse“ (S. 87) fördert, wäre zu untersuchen.

Insgesamt liefert der Band eine interessante Zusammenschau und eine Reihe differenzierter Befunde. Die Zeit nach dem „Holocaust“ war keineswegs nur eine vergangenheits- und erinnerungspolitische Erfolgsgeschichte. Gerhard Pauls pointiertes Fazit: „Wir befinden uns in der Phase der dritten Verdrängung“ (S. 31) ist gleichwohl diskussionsbedürftig.

*Tobias Freimüller, Jena*

**Zitierempfehlung:**

Tobias Freimüller: Rezension von: Gerhard Paul/Bernhard Schoßig (Hrsg.), Öffentliche Erinnerung und Medialisierung des Nationalsozialismus. Eine Bilanz der letzten dreißig Jahre (Dachauer Symposien zur Zeitgeschichte, Bd. 10), Wallstein Verlag, Göttingen 2010, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 51, 2011, URL: <<http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81263>> [1.7.2011].